

Neue Zürcher Zeitung

NZZ domizil + executive
IMMOBILIEN + KADERSTELLEN

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Samstag, 25. Januar 2020 · Nr. 20 · 241. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.20 · € 5.20

Die neuen Helden von Davos

Auf der grossen Showbühne der Wirtschaftswelt in Davos haben Greta Thunberg und Donald Trump etwas, was man in Davos zuletzt erwartet: Authentizität. Der Nationalist und die Umweltschützerin verkörpern zwei Massenbewegungen, die einiges gemeinsam haben. Der Zeitgeist ist auf ihrer Seite.

Warum gefällt es dem US-Präsidenten in Davos so gut, dass er dem grossen Dorf in der kleinen Schweiz bereits seinen zweiten Besuch abgestattet hat? Allein am Respekt für das Land, den er in Gesprächen mit dessen offiziellen Vertretern glaubhaft bezeugt, kann es nicht liegen. Die Antwort ist für das Weltwirtschaftsforum (WEF) und alle, die dort einen Rockzipfel der Mächtigen zu erhaschen hoffen, nicht allzu schmeichelhaft. Das WEF war schon immer der Triumph der Show über die Substanz. Nirgendwo sonst kann sich der grösste Showman der jüngeren Politikgeschichte besser aufgehoben fühlen.

Das WEF funktioniert nach dem Prinzip der Wohngemeinschaft in den siebziger Jahren, als wir darüber geredet haben. Und so ist alles geredet, was die Schlagzeilen bestimmt. Die Vergangenheit über die guten Seiten der Globalisierung; dann, als sich die Kritik an der Davoser Elite (so die «New Elite») nicht mehr überhören liess, über die Aspekte von Internationalisierung. Diesmal steht der Klimaschutz im Vordergrund.

Kritische Fragen

Die Topmanager gerieren sich als Zeitgeistes, weil sie verstanden haben, was alles ist. Feierten die Unternehmen des Silicon Valley früher ausgelassen im Schnee, demonstrieren sie nach Datenskandalen und bohrenden Fragen im US-Kongress Bescheidenheit, bisweilen sogar Zerknirschung. Wenn der Zeitgeist sein Verdikt fällt, müssen alle zeigen, dass sie verstanden haben.

Niemand hat das besser begriffen als Joe Kaeser, der Chef des deutschen Siemens-Konzerns. Umwarb er Trump noch vor zwei Jahren bei einem Diner in Davos, gab er hernach auf Twitter den Kämpfer gegen Rechtspopulismus. Er bot zwar Luisa Neubauer, dem deutschen Gesicht der Klimajugend, kürzlich einen Aufsichtsratssitz an, gleichzeitig verdient Siemens am Boom der Kohle in Asien. Wer wollte Kaeser dafür tadeln? Rationaler Opportunismus...

mu... in... C...
... deckungs-... in einer...
... sie. Zumal beide Bewegungen Argumente auf ihrer Seite haben. Während die Einkommen der unteren Mittelschicht stagnierten oder gar sanken, legten die Saläre der Topverdiener zu. Der Niedriglohn-Deutschland ist kräftig gewachsen, und die in der Schweiz die Löhne dicht...
... haben sich die Vermögen aus...
... von west-...
... Kon-...
... r...
... en...
... ihn...
... dadel...
... ta...
... ts lässt...
... mit Halb-...
... at...
... geschichte for-...
... en die eta-...
... nen sich doppelt...
... d tun sich schwer...
... Ein wenig Anbie-...
... keine überzeugende...
... as der Unzufriedenen...
... m und verdünnt, hilft...
... Globalisierungskritiker...
... n mehr als das, was ihnen...
... en gewillt ist...
... eherrschen die Gesetze der...
... nach Echtheit und starken...
... berg ist die Sympathieträge-...
... selbstbewusst; Trump das Ekel...
... ein Gebrauchtwagenverkäufer...
... ie anderen Teilnehmer des alpi-...
... so gesehen findet das Wirtschafts-...
... wei zu sich selbst...
... Wirtschaft, Seite 31

NZZ
Lieber Herr Rothmann
Hier das versprochene Belegexemplar mit
nochmaligem Dank und einem grossen 'chapeau' für
Ihre wunderbare Arbeit.
Mit herzlichen Grüssen
Angela Schader
Zürich, 28.1.20

Auschwitz muss ein Mahnmal bleiben

Vor 75 Jahren wurde das Vernichtungslager befreit

ahn. · Am Montag jährt sich zum 75. Mal der Tag, an dem Major Anatoli Schapiro, ein jüdischer Ukrainer, als einer der ersten sowjetischen Offiziere das Konzentrationslager betrat. Am 27. Januar 1945 war es, als seine Einheit, die 60. Armee der 1. Ukrainischen Front der Roten Armee, die Gefangenen des Lagers befreite. Der Schriftsteller Primo Levi befand sich unter den 7000 Überlebenden. Später beschrieb er die Befreiung und seine Odyssee durch das zerstörte Europa. Heute ist Auschwitz ein Gedenkort, der jedes Jahr zwei Millionen Besucher anzieht – auch viele Schulklassen aus Deutschland. Wie eindrücklich ein Besuch ist, zeigen die Gespräche unseres Korrespondenten mit einer Gymnasialklasse. Die Schüler lei-

ten daraus die Verpflichtung ab, als Bürgerinnen und Bürger auf der Hut zu sein. Denn, so ein Schüler, Auschwitz könnte sich wiederholen.
Die Vernichtung der europäischen Juden war während des Krieges vielerorts ein offenes Geheimnis. Nicht nur die Diktatur, auch der populäre Antisemitismus verhinderten, dass die Deutschen, daran Anstoss nahmen. 1963 brachte der Auschwitzprozess eine Wende. Bis dahin war die Vergangenheitspolitik von den Interessen der Täter dominiert worden. Erst jetzt rückten Schritt für Schritt die Millionen Opfer ins Licht.

International, Seite 6, 7
Meinung & Debatte, Seite 14
Feuilleton, Seite 44

Goldküste kämpft gegen Elterntaxis

Zu Fuss zur Schule – Gemeinden lancieren Kampagne

len. · Mütter und Väter, die ihren Nachwuchs mit dem Auto in die Schule fahren, sind den Kommunen rund um den Zürichsee schon länger ein Dorn im Auge. Nun spannen vier Gemeinden erstmals zusammen und lancieren eine grossangelegte Plakat- und Online-Kampagne, um auf die Problematik hinzuweisen.

Der Fahrdienst ist nämlich kontraproduktiv: Die chauffierten Kinder lernen nicht, wie sie sich im Strassenverkehr verhalten sollen, und der zusätzliche Verkehr vor den Schulhäusern gefährdet diejenigen, die zu Fuss gehen. Die Kampagne in Meilen, Männedorf, Uetikon am See und Stäfa will jedoch nicht primär die Eltern «erziehen»: Vor-

allem sollen die Kinder davon überzeugt werden, dass es Spass macht, den Schulweg zu Fuss zurückzulegen.

Das Problem der sogenannten Elterntaxis ist freilich nicht auf die Zürcher Goldküste beschränkt. Laut jüngsten Studien haben die elterlichen Chauffeurdienste schweizweit innert zehn Jahren um 40 Prozent zugenommen. In der Deutschschweiz wird jedes zehnte Kind regelmässig zur Schule gefahren, in der Romandie ist es sogar jedes zweite, und im Tessin sind es 63 Prozent der 6- bis 9-Jährigen. 10 Prozent der Kinder benutzen öffentliche Verkehrsmittel oder den Schulbus.

Meinung & Debatte, Seite 13
Zürich und Region, Seite 19



JAN RÖHRMANN

Geigen, Geld und Gaunereien

Die Preise für alte Meisterviolinen locken allerlei zwielichtige Gestalten auf den Markt. Seite 48, 49

Ein Geigenkrieg – und das in der Schweiz?

Um Meisteriolinen spielen sich seit Jahrhunderten reale Krimis und Dramen ab

ANGELA SCHADER

Das ist Geigenfotler! Meister und Geselle lassen das Instrument in einer Art Tischhockey über die Werkbank hin und her sausen, um der Unterseite im Schnellverfahren die Spuren langjähriger Gebrauchs zu verleihen. Andere Partien traktiert man mit einem rauen Rosshaarlappen; die Stelle, wo in früheren Zeiten der Kopf des Spielers direkt auf der Geige ruhte, wird vor der Abreibung noch angewärmt und befeuchtet, damit sie von «Hitze» und Schweiss schmutziger Kinne zeugt. Und nicht zu vergessen: «Trommeln Sie mit langen Fingernägeln auf eine kleine Stelle rechts vom Griffbrett. Das deutet auf ein paar hundert Jahre Pizzicato hin.»

Dies sind nur einige der Tricks, die ein Geigenfälscher 1885 notiert hat; dank ihnen wurde aus einer unfertigen Geige im Wert von zehn Lire eine echte Meisterioline der klassischen Schule. Erfindungsgeist und Mühe waren gut investiert, denn auf diesem Markt war – und ist – Geld und immer mehr Geld zu holen.

Meister kopieren Meister

In seiner grossen Kulturgeschichte der Violine rechnet David Schoenbaum vor, dass der Wert von Antonio Stradivaris Bürgerhaus an der Piazza San Domenico in Cremona 1737, im Todesjahr des Meisters, etwa dem von 42 seiner Instrumente entsprach. Der Geigenbauer und -händler Jean-Baptiste Vuillaume hätte gut hundert Jahre später nur noch fünfzehn Stradivari-Geigen verkaufen müssen, um sein wesentlich feudaleres Anwesen in der Pariser Vorstadt zu finanzieren. Und die Kurve wird steiler: 1971 machte Stradivari «Lady Blunt» Schlagzeilen, als sie für 84 000 britische Pfund versteigert wurde; vierzig Jahre später erzielte dieselbe Violine 9,8 Millionen Pfund.

Die «Lady Blunt» war auch durch Vuillaumes Hände gegangen; dieser arbeitete selbst erfolgreich – und ohne Fälschungsabsicht – nach dem Vorbild der alten Cremoneser Meister. Seine Stradivari-, Guarneri- und Amati-Kopien kosteten zehnmal weniger als die Originalen; sie waren aber so beliebt, dass Vuillaume sie dreimal teurer verkaufen konnte als alte Instrumente von heute hochgeschätzten Italienern wie Balestrieri und Mantegazza.

Geschichte Kopisten waren vielerorts am Werk, und die zwischen 1885 und 1927 in London tätigen Brüder William, Alfred und Charles Voller zählten zu den Besten des Fachs. Sogar der Geigenpapst Charles Beare würdigte ihre Imitate als «gefährlich überzeugend»; das stellte für manche Zwischenhändler eine Versuchung dar. So avancierte eine ihrer Geigen, die sie für 45 Pfund an die Handelsfirma Balfour & Co. verkauften, unversehens zur «echten» Stradivari, die für 2500 Pfund über den Tisch ging. Obwohl William Voller intervenierte und die «Balfour Strad» als Kopie entlarvte, geisterte sie noch jahrzehntelang durch die einschlägigen Märkte.

Im Gegensatz zu Vuillaume, der stets Ruhm und Wertschätzung genoss, wurden die Vollers lange mit den zwielichtigen Sphären des Geigenhandels assoziiert. Heute aber sind ihre Geigen zunehmend begehrt: «Mittlerweile besteht – ironisch genug – das Risiko, dass jemand versucht sein könnte, ein minderwertiges Instrument mit dem Namen Voller aufzuwerten», konstatiert der britische Geigenbauer John Dilworth.

Dieses «Promovieren» von Instrumenten hat Tradition, wo betrügerische Absicht am Werk ist. 1882 wurde gegen den Geigenhändler Georges Chanoit Klage erhoben, weil er einen Herstellerzettel des Cremoneser Meisters Carlo Bergonzi in eine weniger kostbare Geige transferiert hatte, die dann für teures Geld die Hand wechselte. Die

Kunden kauften halt nicht, wenn kein Name draufstehe, sagte Chanoit vor dem Kadi und ertönte schallendes Gelächter.

Die Aufwertung eines Instruments durch einen verpflanzten oder gefälschten Zettel ist allerdings eine wohlfeile Methode. Weniger einfach machte es sich der Brite David Laurie: Er zerlegte drei Violinen, in denen Elemente von Stradivari-Geigen mit von anderer Hand geschaffenen Bestandteilen ergänzt worden waren; was vom Meister stammte, fügte er zu einer Geige, die er dann als «in allen Teilen echte» Stradivari anbot. Die Zuschreibung war korrekt – und dennoch ein Etikettenschwindel, der Laurie vor Gericht und zeitweilig um seinen guten Namen brachte.

Der Name macht den Wert

Chanots Bemerkung tönte naiv, doch dem Sinn nach traf sie ins Schwarze. Ein Streichinstrument kann noch so schön klingen, seinen Marktwert erhält es erst durch die gesicherte Provenienz aus der Werkstatt eines namhaften Geigenbauers. Den Musikern, meint man, könne das recht sein, denn in der Praxis zählen vor allem Ton und Spielbarkeit; aber gerade für sie kann die Richtigkeit der Zuschreibung von existenzieller Bedeutung sein, weil ein Meisterinstrument oft auch als finanzielle Absicherung fürs Alter erworben wird.

Selbstverständlich stehen Geigenbauer und -händler in aller Regel mit ihrer Kompetenz und Berufsehre für die Korrektheit und Fairness ihrer Angebote ein. Aber zum einen gibt es Instrumente, die sich auch kundigtätiger Analyse widersetzen – so etwa die

Die Tatsache, dass der Händler oft zugleich als Experte amtiert, ist ein heikler Punkt im Geigenhandel.

Bratsche, die einer Musikerin fälschlicherweise als Werk eines italienischen Meisters verkauft worden war. Als sie, durch Krankheit zur Aufgabe ihrer Karriere gezwungen, das Instrument veräussern musste, wollte sie zuvor wenigstens dessen Provenienz klären lassen; erst-rangige Fachleute prüften die Bratsche in einer Goodwill-Aktion fast unentgeltlich mit allen heute verfügbaren Mitteln der Expertise – doch ohne Erfolg.

Zum anderen können die Aura edler Streichinstrumente und das Charisma eines gewieften Händlers gelegentlich zu kollektiver Blindheit seitens der Klientel führen. Exemplarisch dafür steht der inzwischen zu Fall gekommene Dietmar Machold, der sein Handelsimperium und seinen feudalen Lebensstil mit einem ausufernden System von Hinterziehungen und Betrug mehr als ein Jahrzehnt lang in Schwung hielt. Bot er einer Bank zwei Stradivaris als Sicherheit für einen Millionenkredit, nahm man die Instrumente gläubig an. Erst als sich Klagen gegen den Händler häuften, kam den Geldgebern die Idee, die Geigen von einem anderen Fachmann überprüfen zu lassen – der sie sofort als Kopien im Wert von wenigen tausend Euro erkannte.

Geigenkrieg in Bern

Die Tatsache, dass der Händler oft zugleich als Experte amtiert, ist ein heikler Punkt im Geigenhandel. Aber dass daraus gleich ein «Geigenkrieg» erwächst – und obendrein in der Schweiz? Doch, das gab es, und die 1958 abgehaltene Schlussrunde des Prozesses, in dessen Zentrum der Berner Geigenhändler

Henry Werro stand, wurde zum international beachteten Showdown zwischen der klassischen stilkundlichen Analyse, bei der Instrumente von Geigenfachleuten aufgrund gestalterischer Merkmale einem Meister zugeordnet werden, und einer durch moderne wissenschaftliche Mittel ergänzten Expertise.

Die Klage gegen Werro wog schwer: gewerbsmässiger Betrug in 22 Fällen, Urkundenfälschung, Nötigung. Er sollte Instrumente durch Fehlaussagen oder Einkleben gefälschter Zettel «promoviert», dubiose Echtheitszertifikate ausgestellt oder von befreundeten Händlern eingeholt haben; bei einer laut Anklage höchstens in Teilen echten Stradivari gestand er ein, massiv Hand angelegt zu haben, um Decke und Zargen zum Passen zu bringen.

Zu Werros Verteidigung traten Schwergewichte der Händlerzunft an: Albert Phillip Hill aus London, Emil Herrmann aus New York, Fridolin Hamma aus Stuttgart. Die Interessen der Kläger vertrat eine Schweizer Expertenkommission; drei respektierten Geigenbauern, die als Stilkritiker amtierten, standen zwei Männer zur Seite, deren Fachwissen der NZZ-Reporter Peter Zimmermann stolz als «neue Waffe» im (tatsächlich so genannten) Geigenkrieg ankündigte: Max Freisulzer vom Wissenschaftlichen Dienst der Stadtpolizei Zürich und Max Hochweber von der Abteilung Farben und Lacke bei der Empa.

Max Frei war dem Geigenhandel ein Anathema, seit er der 1951 vom Sekretär der Italienischen Handelskammer in Zürich gegründeten Beratungsstelle für Besitzer altitalienischer Streichinstrumente beigetreten war. Er rückte den Geigen, Bratschen und Celli zwecks Echtheitsnachweis mit Mikroskop und Quarzlampe zu Leibe, was eine genauere Analyse der Lackschichten und der darin verwendeten Materialien sowie die Entdeckung von Retuschen oder von unter einer Neulackierung verborgenen Reparaturen ermöglichte.

Obwohl bei der Beratungsstelle auch die Stilkritik zum Tragen kam, stand die Institution im Kreuzfeuer: Die – heute Standard gewordene – wissenschaftliche Analyse wurde mit Hohn eingedeckt. Verräterisch war allerdings der Protest des Verbands deutscher Geigenbaumeister: Die von der Beratungsstelle angestrebte Transparenz, schrieben sie nach Zürich, «tötet natürlich den Handel, denn Geigen werden ja heute nur von schwarzem Geld gekauft».

Verlierer auf beiden Seiten

Für das Schweizer Team verlief der Prozess ernüchternd. Die drei Geigenbauer zogen zwar Gutachten, die Hamma oder Hill für die von Werro verkauften Instrumente ausgestellt hatten, in Zweifel – aber worauf fusste ihre eigene Expertise? Auf der Kenntnis von Instrumenten, deren Echtheit sie als gewährleistet ansahen, weil Hamma oder Hill dafür gebürtig hatten. «Das ist doch ein grotesker Kreislauf der Beweisführung», wertete der NZZ-Reporter. Auch die wissenschaftliche Analyse war nicht wasserdicht: Etlliche Beurteilungen Freis wurden revidiert oder umgestossen, Werro selbst gelang es, den Experten ein relativ neues deutsches Instrument unterzubringen, das diese als kurz nach 1800 entstandene Gagliano-Geige taxierten.

Das Ende? Infolge der unsicheren Beweislage wurde Henry Werro in nur zwei Fällen des gewerbsmässigen Betrugs, in zwölf weiteren der Urkundenfälschung für schuldig befunden; statt auf zwei Jahre Zuchthaus, 5000 Franken Busse und befristeten Entzug aller bürgerlichen Rechte lautete das Urteil auf ein Jahr bedingter Haft und die genannte Busse. Im Strafmass nicht mitgedacht waren die direkten Folgen des Verfahrens: Werros Ruf war ruiniert, sein Geschäft schwerstens angeschlagen.



Die von Girolamo Amati geschaffene Bratsche wurde mit modernsten Mitteln untersucht; rechts das Lackbild unter UV-Strahlung.

«Mit schönen Geschichten allein verkauft man keine Violinen mehr»

Der Zürcher Geigenrestaurator und -experte Johannes G. Leuthold ordnet den «Geigenkrieg» ein und erklärt, wo Licht und Schatten im heutigen Handel liegen

Herr Leuthold, war der Schweizer Geigenkrieg ein Wendepunkt in der Beurteilung alter Meisterinstrumente? In einem gewissen Sinn trifft das zu. Faktisch aber hat sich der Einsatz wissenschaftlicher Methoden bei der Analyse von Streichinstrumenten erst viel später durchgesetzt, vor fünfzehn, zwanzig Jahren vielleicht.

Wo lagen die Mängel der damaligen wissenschaftlichen Expertise?

Man unterlag dem Irrtum, dass sich mithilfe der Quarzlampe nicht nur das Alter eines Instruments verifizieren lasse, sondern dass man den Lack zugleich auch einer bestimmten Schule, einem bestimmten Land zuordnen könne. Dafür genügte dieses Mittel bei weitem nicht. Die Dicke und die Stoffzusammensetzung einer Lackierung beeinflussen das Resultat, man kann nicht sagen, dass der Lack, wenn ein bestimmtes Harz darin vorhanden ist, immer auf dieselbe Art fluoresziert.

Offenbar musste Max Frei schon im Lauf des Prozesses eigene Befunde revidieren.

Ja, seitens dieser Fachleute wurden schwerste Fehler gemacht. Aber die Einsicht kam spät. Die Expertenkommission gab noch bis in die 1980er Jahre die Buchreihe «Alte Meistergeigen» heraus, bei der dann derart gravierende Irrtümer und Mängel entdeckt wurden, dass man die Bücher aus dem Verkehr ziehen musste. Auch das zeigt, dass die wissenschaftlichen Methoden damals einfach nicht genühten und man dazu tendierte, voreilige Schlüsse zu ziehen.

Hat der Berner Prozess auch die Landschaft des Geigenhandels verändert?

Tatsächlich. Eine Folge war, dass das Geschäftsvolumen der beteiligten Geigenbauer dank ihrer Tätigkeit bei der Expertenkommission stark zunahm; Kunden wanderten von den grossen Häusern in Europa ab und kamen zu ihnen. Das war dann ein ausgezeichnetes Geschäft, während die Geigenhändler in anderen Ländern und erst recht in der Schweiz unter harten Konkurrenzdruck gerieten.

Und wie schätzen Sie Henry Werro ein?

Ich war mit der Familie bekannt und weiss, dass die Werros grosse Kompetenz einbrachten, nicht nur in Handel, Expertise und Restauration, sondern auch im Neubau. Henry Werro hat weitherum die schönsten Geigen gebaut und wichtige Preise dafür erhalten. Ich denke, er ist dem Triumph des Mittelmasses zum Opfer gefallen. Werro war eine starke Persönlichkeit, und seine Grosszügigkeit passte nicht in die hiesige Kultur. Mittellosen Musikstudenten hat er oft einfach ein Instrument geschenkt. Er war auch generös zu Berufskollegen. Er sagte: Ach, diese Geige gefällt dir? Dann nimm sie heim und kopiere sie. Für mich ist dies das eigentlich Interessante am Fall – da war auch eine Dynamik der Missgunst im Spiel.

Seit dem Geigenkrieg hat sich die wissenschaftliche Analyse entwickelt und etabliert. Welche Methoden kommen heute zum Einsatz?

Zum einen wurde die Untersuchung mit Quarzlicht zur Multispektral-Analyse erweitert, man arbeitet heute mit fünf zusätzlichen Spektren. Dazu kommen Röntgen, Computer- und Mikrotomografie und endoskopische Geräte. Mit diesen Technologien kann man an der Geige stilkritische oder bautechnische Details eruiieren – Stifte, Zirkelmarkierungen, minime Dinge, die dennoch auf die Arbeitsweise eines bestimmten Geigenbauers hinweisen können. Der wesentlichste Fortschritt ist jedoch das dendrochronologische Gutachten, denn damit haben Sie eine juristische Position post quem: Die Geige kann nicht gebaut worden sein, bevor der Baum gefällt wurde. Diese Art der Untersuchung wurde in den USA schon seit den 1930er

Jahren entwickelt, aber es dauerte sehr lange, bis man auf die Idee kam, sie für die Untersuchung von Streichinstrumenten zu nutzen. Aber wenn man sich mit den modernen Hilfsmitteln auf sicherem Boden wähnt, dann irrt man sich auch wieder.

Letzte Gewissheit gibt es also nicht?

Nein. Die Gebrüder Voller und auch hochrangige italienische Kopisten waren nämlich zur Stelle, wenn etwa eine alte Kirche umgebaut wurde. Sie erwarben die Bänke – dann hatten sie plötzlich jahrhundertaltes Fichtenholz zur Hand, das sie für ihre Instru-



Johannes G. Leuthold
Geigenrestaurator und unabhängiger Experte

mente verwenden konnten. Es zeigt sich auch, dass selbst die gewissenhaftesten Experten immer wieder über ihre eigene Sichtweise stolpern. Aber zumindest im westlichen Kontext gab es einen enormen Zuwachs an Wissen; mit schönen Geschichten allein verkauft man heute keine Violinen mehr. Wer aber Meisterinstrumente sachkundig beurteilen und seriös verkaufen will, hat die nötigen Mittel bei der Hand.

Könnte heute eine exzellente, neu gebaute Kopie noch als alte Meistergeige durchgehen?

Für neu gebaute Instrumente sehe ich kaum mehr eine Chance. Es gibt da zwar einen Geigenbauer, der extrem talentiert ist, sehr schlaue, hervorragende Kopien macht; man hat eine Ahnung, wo er sitzt und wer es sein könnte, aber der Name ist nicht gesichert. Solche Instrumente tauchen immer wieder einmal bei Versteigerungen auf und werden von den Auktionatoren manchmal nicht als Kopien erkannt.

Wahrscheinlich gibt es noch andere Möglichkeiten, nicht koschere Instrumente an den Käufer zu bringen.

Natürlich. Man kann gefälschte Zertifikate vorlegen, oder man offeriert das Instrument unter der Hand zu einem sehr vorteilhaften Preis. Aber bei solchen Angeboten ist immer der Wurm drin, es kann sich beispielsweise um Raubgut handeln. Mir wurden in jüngerer Zeit etwa Instrumente vorgelegt, die aus dem Jugoslawienkonflikt kamen.

Im Schreiben des Verbands deutscher Geigenbaumeister, das im Artikel erwähnt wird, ist auch von «schwarzem Geld» die Rede. Was war das gemeint?

Dieses sogenannte stille – oder schwarze – Geld spielt tatsächlich eine Hauptrolle in der Schattenzone des Geigenhandels. Jemand hat einen unversteuerten Betrag auf der Seite und findet, warum nicht ein Meisterinstrument kaufen, wenn es obendrein günstig angeboten wird. Es gibt schon noch Fälle, wo jemand mit einem falsch zugeschriebenen Instrument über den Tisch gezogen wird. Aber auch wo es um echte Instrumente geht, kann das Geld dubioser Herkunft sein: sowohl dasjenige, mit dem der Verkäufer das Instrument beschafft hat, als auch das des Kunden, der das Instrument erwirbt.

Woher kommen dann die echten Instrumente? Sie haben Raubgut erwähnt.

Ja. Oder es gibt Leute, die ein kostbares Instrument erben und wenig Lust haben, darauf hohe Steuern zu zahlen. Dann suchen sie Kanäle, über die sie die Geige oder andere Wertgegenstände verkaufen können, ohne den Erlös versteuern zu müssen. Früher waren es auch häufig Fahrende, die den Geigenhandel alimantierten. Sie gingen in die Haushalte, etwa

in Frankreich, boten ihre Ware an und fragten nebenher, ob eine Geige um den Weg sei, die an Zahlung genommen werden könne. Mit dem, was sie ergatterten, wurde dann auch die Schweiz versorgt.

Wie ging das vor sich?

Die Roma boten die Instrumente Geigenhändlern an, die stilles Geld von Instrumentenverkäufern hatten; das konnten sie auf diesem Weg informell in neue Ware investieren, die sie oft sehr günstig erwarben. So hatte man Instrumente an Lager, die fiskal hochproblematisch waren; aber da immer wieder Leute mit einem Batzen stillen Geldes vorbeikamen, konnte man sie absetzen. Und weil beide Seiten nicht korrekt vorgegangen waren, wurde auch nicht geklagt, selbst wenn die Geige nicht das war, was man dem Kunden vorgaukelte hatte.

Wie lang hat diese Art des Handels gedauert?

Die Zollkontrollen sind erst vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren strikter geworden. Mit der verstärkten Sensibilisierung für Kulturgütertschmuggel und Raubkunst und nicht zuletzt infolge der digitalen Geldüberweisung hat sich die Situation verändert. Geldflüsse lassen sich verfolgen, die Steuerbehörden sind aufmerksamer geworden.

Offenbar haben die Leute teilweise recht hochwertige Instrumente an die Fahrenden gegeben. Warum?

Das hat einerseits damit zu tun, dass viele sich damals noch gar nicht bewusst waren, dass eine alte Geige Wert haben kann. Ein zweiter Faktor ist Not; es gab Familien, die infolge des Kriegs ihr Vermögen verloren hatten und gezwungen waren, Dinge zu veräussern. Und drittens galten viele Instrumente, die heute begehrt sind und teuer gehandelt werden – etwa solche aus der Neapolitaner Schule –, sehr lange als wenig bedeutend.

Wieso hat sich da die Einschätzung so gewandelt?

Nehmen wir zum Beispiel Vinaccia. Seine Geigen hielt man vor vierzig Jahren noch für mindere Ware, aber Geigenbauer wie Vinaccia haben zum Teil auch berühmte Werkstätten beliefert und häufig nach deren Modellen gebaut. Vinaccias Instrumente etwa ahnelten denjenigen der Familie Gagliano – da wurde früher oder später oft ein Gagliano-Zettel in eine Vinaccia praktiziert.

Haben also selbst die grossen Geigenbauer fremder Hände Werk als ihr eigenes ausgegeben? Das kratzt doch ziemlich am Lack der Meisterinstrumente.

Eher haben wir generell ein falsches Bild von den bekannten italienischen Geigenbauern. Einige führten grosse Werkstätten – das waren keine einsamen Genies, das ist ein Bild aus der Romantik. Diese Manufakturen waren hochdynamische Unternehmen mit sehr starken hierarchischen Strukturen. Und man muss sich vorstellen, dass nebst den Streichinstrumenten noch Mandolinen, Theorben, Lauten, Harfen und Gitarren gebaut wurden – können Sie sich vorstellen, was für ein Betrieb dort herrschte?

Wo kam denn der Meister selbst zum Zug?

Zu welchem Zeitpunkt der Meister Hand angelegt hat, bleibt spekulativ; aber dass er das Instrument vor sich auf dem Tisch hat und sich ihm ganz widmet, das war nie so. Die Gesellen haben zum Beispiel Zargen gebogen, Klötze eingepasst und so weiter. Man kann davon ausgehen, dass der Meister in der Regel den Kopf der Geige fertigte, Decke und Boden weitgehend selbst ausarbeitete und die F-Löcher schnitt. Das eigentlich Grossartige ist, auf welch hohem Niveau in diesen grossen Werkstätten gearbeitet wurde.

Interview: Angela Schader

JAN ROHMANN